

Das Denken der Transdifferenz in Bezug auf Gender als grundlegende soziale Kategorie: Zum sozialkritischen Impetus der deutschsprachigen Literatur aus Österreich-Ungarn

ALEXANDRA MILLNER

1. LITERARISCHE DISKURSVÉRSTECKE

Plotorientierte und damit personenzentrierte literarische Texte, wie sie epische und dramatische Texte zum Großteil darstellen, lassen sich nur vermeintlich über Handlungsverlauf und Figurenanalyse in ihrer Komplexität erfassen. Einen Plot nachzuzeichnen und die darin verwickelten Protagonistinnen und Protagonisten in ihrer Problematik, zwischenmenschlichen Interaktion und Dynamik zu beschreiben, kann nur eine erste, wenn auch grundlegende Annäherung an ein literarisches Werk sein. Wie man an der Literaturkritik und manchmal sogar auch an der literaturwissenschaftlichen Arbeit mit Texten sieht, besteht jedoch auch heute noch die Gefahr, es dabei bewenden zu lassen, literarisch repräsentierte Geschichten – Genette bezeichnet sie als *histoires* – an der außerliterarischen Wirklichkeit abzugleichen und dabei deren Fiktionalität und intentionale künstlerische Strukturierung – den *récit* – völlig außer Acht zu lassen (Genette 2010; Foucault 2003a). Damit sind wir auf eine interpretatorische Haltung zurückgeworfen, die beim mimetischen Konzept von Literatur, wie sie bis Mitte des 19. Jahrhunderts vorherrschend war, halt macht. Die wandelbare Aussagekraft und Wirkung eines Textes, welche die Textoberfläche zu transzendieren vermögen, sind damit allerdings nicht fassbar.

Um über diese Oberflächenwahrnehmung hinausgehen und die Tiefenstrukturierung eines Textes begreifen zu können, bedient man sich am zielführendsten dekonstruktiver Analysemethoden. Dazu gehört es, intertextuellen Beziehungen ebenso nachzugehen, wie die Figuren in ihrer Relationalität, d. i. den sozialen Zugehörigkeiten und deren Interferenzen, neu zu perspektivieren, oder die *narration* in Form der komplexen narrativen Situation sowie stilistischen Idiosynkrasie in die Interpretationsarbeit miteinzubeziehen. Das Bewusstsein von einer präexistierenden diskursiven Codiertheit der Texte ermöglicht es (Foucault 2003b), literarische Texte als Setzung von Diskurspositionen in einem größeren gesellschaftspolitischen Kontext zu begreifen und diskursanalytische Forschungen zu betreiben, welche die sozialkritischen Potenziale von Literatur freisetzen hilft. Erst auf der Basis einer differenzierten Textarbeit lassen sich kulturwissenschaftlich-soziologische Fragestellungen und Einschreibungen zeithistorischer Kontexte in ihrer Komplexität sichtbar machen.

Der folgende Beitrag widmet sich am Beispiel einer der grundlegendsten Kategorien, nämlich Gender, den Möglichkeiten, diachrone Entwicklungen von Dis-

kursspuren in literarischen Texten aufzuspüren und anhand der Analyse der sozialen Kategorien differenzierte Diskurspositionen herauszuarbeiten. Dabei kann Gender als versteckter Diskurs im literarischen Text latent bleiben oder sich als explizit geäußerte Selbstpositionierung einer Figur manifestieren. In beiden Fällen aber wird die Erfassung differenzierter Darstellungen erst auf Basis einer soziologisch-kulturwissenschaftlich orientierten Kontextualisierung des Narrativs und der Interpretation seiner Ästhetik möglich. Im ersten Teil (Abschnitt 2) steht die allmähliche Herausbildung von Gender als unabdingbares, wenn auch manchmal im Hintergrund bleibendes Strukturelement im Fokus. Hier werden auch klandestine literarische Strategien zur Implementierung genderspezifischer Inhalte thematisiert. Im zweiten Teil (Abschnitt 3) wird durch die Anwendung soziologischer und am Soziologischen orientierter Konzepte auf literaturwissenschaftliche Analysemethoden das inhärente sozialkritische Potenzial von literarischen Texten freigesetzt.

2. DER GENDERDISKURS IN DER HISTORISCHEN DEUTSCH-ÖSTERREICHISCHEN LITERATUR

2.1 Latenz

Will man die Motivation und Entwicklung von Diskursen und Diskurspositionen nachvollziehbar machen, lohnt es sich, möglichst nahe zu den Wurzeln eines aufkeimenden Diskurses zurückzugehen, auch wenn der Beginn eines Diskurses nach Foucault niemals wirklich konkret festgemacht werden kann (1991).

In Österreich-Ungarn nahm der Genderdiskurs als eine der Auswirkungen der Französischen Revolution und nach Vorbild der Antisklavereibewegung in den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Form eines öffentlichen Diskurses an, der vorerst unter dem Schlagwort der „Frauenfrage“ bzw. „Emancipation“ firmierte und vornehmlich von männlicher Seite unter der Bezeichnung „Frauenfrage“ auch als rein weibliche Angelegenheit exkludierend behandelt wurde (Lerner 1993). Soziologisch-historisch gesehen, geht die Genderproblematik auf die Industrialisierung zurück und entspringt der Trennung von Privat- und Berufssphäre und deren ungleicher Aufteilung auf die Geschlechter (Hausen 1976). War mit der Erwerbstätigkeit außer Haus auch die öffentliche Sphäre Domäne des Mannes geworden, so wurden Frauen konventioneller Weise dem Privaten und dem Heim zugeordnet. Familie, Kindererziehung, Haushalt, Pflege etc. waren weiblich konnotierte Pflichten geworden. Im Sinne der naturwissenschaftlichen Mode des 19. Jahrhunderts ging diese asymmetrische Separation der Gesellschaft entlang der Grenzen des biologischen Geschlechts mit essentialistischer Theoriebildung in den damals neuen und populären Bereichen der Psychophysik, Psychoanalyse sowie der Soziologie einher, deren Tiefpunkt mit Otto Weiningers ebenso misogyner wie antisemitischer Studie *Geschlecht und Charakter* (1903) erreicht wurde.

Die all dem zugrunde liegende Frage nach den gesellschaftlichen Positionierungsmöglichkeiten der Frauen, nach ihren Pflichten und Rechten im Rahmen dieser neuen gesellschaftlichen Entwicklung hatte eine Vielzahl an unterschiedlichen

Antworten zur Folge, die abgesehen von der konventionellen Akzeptanz einer prinzipiellen gesellschaftlichen Unterdrückung der Frau von der Forderung nach Gleichstellung in allen Belangen bis zur völligen Komplementarität bzw. Differenzierung der Geschlechter reichte.¹ (Dieser Unterteilung korrespondiert die Aufspaltung des Feminismus in Gleichheits- versus Differenzfeminismus.) Der Begriff der Frauenfrage rekurriert auf die Tatsache, dass es anfangs vor allem Frauen waren, welche die Genderproblematik kritisch reflektierten, da der Leidensdruck aufgrund ihrer gesellschaftlich unterdrückten Position den Wunsch nach Veränderung wachrief, obwohl – und das zeigte sich erst im Laufe der Zeit in dieser Deutlichkeit – das gesamte soziale Gefüge und damit auch der männliche Bevölkerungsanteil gleichermaßen davon betroffen waren. Die Bandbreite der Reaktionen war demnach bei beiden Geschlechtern zu finden, wobei im 19. Jahrhundert der aus dem Französischen stammende Begriff des Feminismus im Deutschen nur selten, und wenn, dann in seiner Umkehrung als Antifeminismus verwendet wurde.²

Für die gesellschaftlich generell unhinterfragte, sanktionierte Position des Mannes stellten die Forderungen der Frauenemanzipation nichts anderes als eine Bedrohung dar. Was als ein Diskurs begann, den wir heutzutage als feministisch bezeichnen würden, stellte sich deshalb schon bald als Geschlechterfrage dar und hatte die Herausbildung einer durchaus differenzierten Gendertheorie zur Folge – eine Tatsache, die in jüngeren Werken über feministische Theoriebildung beinahe ausschließlich außer Acht gelassen wird.³

2.2 Übergang

Aufgrund der allgemeinen sozialen Verunsicherung, die mit dieser Entwicklung einherging und alle gesellschaftlichen Schichten betraf, und aufgrund der Tatsache, dass auf vielen anderen gesellschaftspolitischen Ebenen Umwälzungen im Gange waren, kann von einer „Zeit des Übergangs“ gesprochen werden – ein Terminus, der sich auch in der zeitgenössischen Literatur häufig findet. Dieser Übergang äußerte sich nicht nur in der Geschlechterfrage, die ja als Teil einer prinzipiellen Liberalisierung und Demokratisierung der Gesellschaft betrachtet werden muss. Sie manifestierte sich auch in anderen Emanzipationsbewegungen, welche nationalistische oder sozialistische Forderungen durchsetzen wollten.

Der gesellschaftliche Umbruch war dadurch gekennzeichnet, dass die klar abgegrenzten Differenzen, welche die Konstruktion symbolischer Ordnungen formierten, immer stärker hinterfragt wurden: Das betraf vor allem auch die universalistischen ungleichen Herrschaftsverhältnisse, wie sie sich über Jahrhunderte zwischen den Geschlechtern, den ethnischen Gruppierungen in der Monarchie und zwischen den Besitzenden und Besitzlosen eingebürgert hatten. Nun begann man – und das ist vielen der literarischen Texte im mit der Zeit anwachsenden Ausmaß abzulesen – vermehrt Alternativen zu denken, die quer zu tradierten Inklusions-/Exklusionsmarkierungen soziokultureller Grenzen verliefen und machte in literarischen Entwürfen durch die temporäre Suspendierung dieser Grenzziehungen auf die Kontingenz der symbolischen Ordnung aufmerksam, die nur durch die beständig erneuerte Exklusion von Alternativen aufrechterhalten werden konnte.

Doch es dauerte eine gewisse Zeitspanne und brauchte wahrscheinlich eine, nur zum Teil, als Provokation empfundene Publikation wie *Geschlecht und Charakter* (1903) von Otto Weininger, bis soziologische Studien wie Grete Meisel-Heß' *Weiberhaß und Weiberverachtung* (1904), Rosa Mayreders Essayband *Zur Kritik der Weiblichkeit* (1905) oder Helene von Druskowitz' Polemik *Pessimistische Cardinalsätze* (1905) als direkte Antwort darauf erschienen. Diese Schriften lassen sich durchaus als Gegendiskurs zu Weiningers antifeministischen und antisemitischen Thesen betrachten (Kerekes – Millner – Orosz – Teller 2005). In den Gegenreaktionen werden die behaupteten und als Essenzialismen präsentierten Geschlechtscharaktere als bloße soziale (und politische) Setzungen, als gesellschaftliche Konstruktionen entlarvt, deren performative Qualität – lange vor Judith Butlers *doing gender* (1991) – erkannt und die Möglichkeit der Veränderung, des *un-doing*, formuliert.

Je weiter entwickelt ein Diskurs ist, umso feiner differenziert sind die Diskurspositionen entfaltet; je früher ein Text in der Entstehung eines relevanten Diskurses kontextualisiert ist, umso versteckter sind seine Spuren. Hier empfiehlt es sich, indirekt über literarische Strategien den Diskurs zu suchen (s. Abschnitt 3).

2.3 Manifestation

Es mag literarische Texte geben, die in ihren diskursiven Bezügen sehr offensichtlich sind, indem über typenhafte Protagonistinnen und Protagonisten und deren extremes Verhalten das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Diskurspositionen überdeutlich exemplifiziert wird. Der gesellschaftspolitische Impetus scheint in solchen Fällen an der Oberfläche der Textstruktur zu liegen. Das ist in liberalen, demokratischen Gesellschaften und in bereits hoch entwickelten, d. i. ausdifferenzierten und gesellschaftlich weitgehend akzeptierten Diskursen keine Seltenheit; und wir neigen dazu, solche Texte mit dem Begriff der Tendenzliteratur oder Programmliteratur als literarisch minderwertig abzutun – ein Rezeptionsschicksal, das auch viele der literarischen Texte von Frauen Ende des 19. Jahrhundert betraf.

Als Beispiel sei hier Helene von Druskowitz' Komödie *Die Emancipations-Schwärmerin* (1890) genannt, in der die in New York lebende Frau des deutschen Konsuls Alwine/Aspasia Dissen aufgrund ihrer frauenemanzipatorischen Eskapaden gemeinsam mit ihren beiden erwachsenen Kindern Percy und Zelia von ihrem Mann zu der befreundeten Familie Jordan nach Zürich geschickt wird, um dort Mäßigung zu erfahren. Anfangs scheint der Plan nicht aufzugehen, da Alwine an der Universität Zürich, der ersten Universität, welche Frauen zum Studium zuließ, durch ihr ungewöhnliches Auftreten für Aufruhr unter den Männern sorgt. Ihre Haltung erweist sich im Laufe der Zeit jedoch als narzisstisch und in Bezug auf die Heiratswünsche ihrer Tochter auch als überaus konventionell, somit wird sie eher als verwöhnter Freigeist denn als ernsthafte Feministin entlarvt. Dagegen wird Dora Hellmuth, frisch gebackene Doktorin der Medizin, durch ihre Sachlichkeit und fachliche Kompetenz als wahre Feministin erkannt und akzeptiert. Alwine bekennt sich schließlich zu ihrer unausweichlichen Mutterrolle, während die Gastgeberin Luise Jordan nur aus Gründen der Eifersucht ihrem Gatten ein Studium androht, sich ansonsten aber der respektvollen Beziehung bereitwillig fügt.

Dem sei ein Theatertext aus dem Zentrum Jung-Wiens gegenübergestellt, nämlich Hermann Bahrs Komödie *Wienerinnen* (1900), in der sich die Freundinnen Daisy Eisinger und Marie Fischl beinahe zur selben Zeit vermählen. Beide streben eine „moderne“ Ehe mit völliger Gleichstellung von Mann und Frau an, tatsächlich praktizieren die jungen Frauen einen falsch verstandenen Differenzfeminismus und tun just das Gegenteil dessen, was ihre Ehemänner wollen. Da Daisy zuerst heiratet, muss sie ihr Versprechen gegenüber dem gemeinsamen Freund Dr. Mohn einlösen und in ihrem neuen Heim einen Salon führen, in dem jedoch schlussendlich nichts anderes dargeboten wird als Mohns Polemik gegen die Moderne. Als Daisys Ehemann Josef sich dagegen zur Wehr setzt und Mohn hinauswirft, solidarisiert sich Daisy mit ihrem Mann. Schließlich beginnen die beiden Freundinnen ihre Ehemänner statt als Feinde als ihnen wohlgesinnte Menschen zu betrachten und als vertrauenswürdige Bündnispartner zu respektieren.

Sowohl Druskowitz als auch Bahr verfahren in ihren Komödien sehr offen und direkt mit den unterschiedlichen Positionen in Bezug auf den Genderdiskurs, wobei oberflächlich betrachtet die gemäßigeren Haltungen favorisiert werden. Dennoch sollte man sich mit dieser Oberflächendeutung nicht zufrieden geben, will man eine differenzierte und gesellschaftspolitisch relevante Perspektive auf Texte gewinnen. Zur Erläuterung dieses Ansinnens muss im folgenden Abschnitt des vorliegenden Beitrags weiter ausgeholt werden.

3. DIE SOZIALE KATEGORIE GENDER IM KONTEXT VON INTERSEKTIONALITÄT UND TRANSDIFFERENZ

Wie oben ausgeführt, ist das im Laufe des 19. Jahrhunderts erwachende allgemeine Bewusstsein für genderspezifische Ungleichheit sowie Vorschläge, diese zu verändern, manchen deutsch-österreichischen Texten bereits zu einer Zeit eingeschrieben, als der Genderdiskurs per se noch nicht den öffentlichen Diskurs und die Medienlandschaft prägte. Es versteht sich von selbst, dass die meisten dieser frühen Texte von Frauen stammen. Da viele dieser schreibenden Frauen aus verarmten bürgerlichen wie adligen Familien kamen, waren sie auf den Erfolg ihres Schreibens als Broterwerbsmöglichkeit angewiesen und deshalb darauf bedacht, ein möglichst großes Lesepublikum zu erreichen (Tebben 1985, 38f.; Kittler 1985, 446–449). Gewisse tabuisierte Themen wurden – zumindest auf der Textoberfläche – lange Zeit aus dem Grund vermieden, um ihr anfänglich vorwiegend weibliches, wohl situiertes und hauptsächlich aus dem Adel und Bildungsbürgertum stammendes Lesepublikum nicht vor den Kopf zu stoßen. Dazu gehörten auch feministische Inhalte.⁴ Doch finden sich in den Texten diverse literarische Strategien, welche für genderrollenkritische und andere gesellschaftskritische Aspekte im Detail sorgen. Zwar griffen sie gerne auf populäre Stoffe und Motive und auf bekannte *histoires* zurück, versahen ihre auf epigonalem Material basierenden *écits* aber mit neuen Wendungen (Brinker-Gabler 1988, 170), mit deren Hilfe sie gegen Stereotypen in der gängigen Literatur und damit auch gegen dominante Diskursformationen anschrieben. Zu diesen Strategien zählen auch Neuperspektivierungen bekannter Stoffe, spezifische Raumkonstruktionen und relativierende Erzählrahmen und neben der Veränderung der Fokalisierung

gegenüber des Prätextes sowie der Haltungsänderung von Seiten der Erzählfigur vor allem auch latent neu gewichtete Identitätskonstruktionen, in denen Grenzüberschreitungen mit angelegt sind (Millner 2015). Letzteres soll im folgenden Abschnitt in Zusammenhang mit dem soziologischen Konzept der Intersektionalität und dem kulturwissenschaftlichen Paradigma der Transdifferenz genauer beleuchtet werden.

3.1 Intersektionalität

Das Konzept der Intersektionalität geht von der Wechselwirkung sozialer Kategorien wie etwa Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit aus. Das Konzept wurde in den 1980er und 1990er Jahren u. a. von der Juristin Kimberlé Crenshaw in den USA entwickelt (Crenshaw 1989; Walgenbach – Dietze – Hornscheidt – Palm 2007; Winker – Degele 2009; Walgenbach 2012), um die Verwobenheit unterschiedlicher Paradigmen sozialer Ungleichheiten erfassen und analysieren zu können. Vorerst führte man Ethnie, soziale Schicht und Gender⁵ („race, class and gender“) zusammen, wobei sich die Kombination und Anzahl dieser interdependenten sozialen Kategorien beliebig verändern und für Mehrebenenanalysen um andere Kategorien (z. B. Konfession, Profession, Generation, Besitzverhältnisse) erweitern lassen. Damit lässt sich das Ausmaß sozialer Ungleichheit entlang einer Linie je unterschiedlicher Kombinationen an Zugehörigkeiten verfolgen.⁶

Die diesem Konzept zugrunde liegende Interdependenz sozialer Kategorien besagt im Sinne eines dynamischen Identitätsbegriffs⁷ aber auch, dass die sich innerhalb einer Identität überlappenden Kategorien oder Zugehörigkeiten (*belongings*) in ihrem Verhältnis zu einander verändern können, sodass je nach Situation die eine oder andere Kategorie das Verhalten einer Person dominieren kann. Eine junge, gesunde, jüdische Frau wird sich in der Synagoge eher ihrer jüdischen Zugehörigkeit, unter Freundinnen unterschiedlicher Konfession eher ihrer Genderzugehörigkeit und im Kreis der Familie eher ihrer generationalen Zugehörigkeit gemäß verhalten.

Auch literarische Figuren sind – bereits im skizzenartigen Entwurf – meist zumindest aufgrund einiger prägnanter Zugehörigkeiten umrissen und dadurch für die Leserschaft kategorisierbar. Unbewusst verbinden wir damit – sofern uns der soziale, kulturelle und historische Kontext einigermaßen vertraut ist – gewisse Erwartungshaltungen an die Figur. Diese rücken jedoch in den meisten literarischen Texten – denn selten werden Habitus und Gesellschaft direkt thematisiert – erst dann in den Fokus, wenn die gesellschaftlichen Erwartungen durch das Verhalten einer Figur enttäuscht, wenn stillschweigende gesellschaftliche Normen und vor allem auch rückwirkende Naturalisierungen von gesellschaftlichen Asymmetrien durch- bzw. aufgebrochen werden. Sofern wir Leserinnen und Leser es nicht ohnehin selbst als Normverletzung empfinden, ist die Grenzüberschreitung zumindest an der über- raschten, schockierten, wütenden oder verängstigten Reaktion der anderen Protagonistinnen und Protagonisten ablesbar. Damit rücken auch soziale Stereotype und Konventionen in den Blickpunkt, die wir als Universalismen zu akzeptieren und nicht zu hinterfragen gewohnt sind. In besonderem Maße gilt dies für Geschlechterstereotype, die als „Hintergrunderwartungen [...] nur selten bis in die bewusste Wahrnehmung vordringen“ (Gildemeister 2007, 22).

Da die Familie die kleinste soziale Zelle ausmacht, das – konventioneller- aber nicht notwendigerweise – heterogeschlechtliche Paar, die Essenz derselben, lässt sich an der Kategorie Gender mehr als nur geschlechterspezifische Phänomene aufzeigen: Meist lassen sich daraus Analogieschlüsse ableiten, die auf viele Formen von gesellschaftlicher Unterdrückung angewandt werden können. Darin besteht eine der zentralsten Bedeutungen der Kategorie Gender.

Um in einem literarischen Text die besonders schwache Position einer Figur zu betonen, werden gesellschaftlich habituell unterdrückte Zugehörigkeiten miteinander kombiniert, wobei die weibliche Genderzugehörigkeit am essenziellsten ist. Dieses grundlegende Schwachesignal wird in sozialkritischen literarischen Texten gerne kombiniert mit den Eigenschaften: Schicht: nieder; Ethnie: fremd; Besitzverhältnis: arm; Bildung: gering. Damit wäre eine Kombination an sozialen Ungleichheitskategorien geschaffen, die an der gesellschaftlichen Chancenlosigkeit einer solcherart konstruierten Figur keinen Zweifel ließe. Deshalb verwundert es nicht weiter, wenn Marie Eugenie delle Grazie in ihrer Erzählung *Die Zigeunerin* (1885) als zentrale Protagonistin eine junge, schöne, arme, verwaiste Zigeunerin installiert, deren Liebe sie kurz mit dem jungen, attraktiven, reichen ungarischen Richtersohn verbindet, nur um sie in einem melodramatischen finalen Fiasko untergehen zu lassen. Doch ist es vor allem die symbolische Ordnung der Geschlechter, die hilft, soziale Ungleichheit zu begreifen, da diese grundlegende Differenz beinahe unabhängig von der jeweiligen Überkreuzung von Kategorien in beinahe jeder Situation wirksam ist (Rendtorff 2013).

In Bahrs oben zitierter Komödie *Wienerinnen* lässt sich die dem Stück eingeschriebene ironische Distanz gegenüber dem kläglich scheiternden Versuch der Frauen, eine emanzipierte Ehe zu führen, unschwer erkennen. Überhaupt ist das Stück eine Abrechnung mit oberflächlicher Rezeption neuer Strömungen, wie etwa der Verwechslung von Moderne und Mode. Doch ist es der in sich ruhende Josef mit der duldbaren Haltung eines, der es besser weiß, der die Wende durch eine Auseinandersetzung mit dem Störfaktor Mohn herbeiführt und so indirekt seine ihm verlorengegangene Daisy wieder sicher in den Hafen der Ehe zurückführt. Und Daisy lässt sich bereitwillig führen.

Druskowitz stellt in ihrem Lustspiel *Die Emancipations-Schwärmerin* mit Alwine ebenfalls eine Frau in den Mittelpunkt, welche sich nur aus modischer Allüre der Emanzipation bedient. Als einzig wahrhaftig emanzipierte Frau erfährt die Ärztin Dora Hellmuth am Ende für ihre Zielstrebigkeit und die Entfaltung ihres Talents uneingeschränkte Bewunderung durch Alwine. Während die gemäßigt emanzipierten Frauen auch hier zu ihren toleranten Ehemännern zurückkehren, wird Dora als Einzelgängerin ohne Familie dargestellt. Diese Unvereinbarkeit von konventionellen weiblichen Pflichten mit feministischen Idealen entspricht dem Differenzfeminismus, den Druskowitz in ihren *Pessimistischen Kardinalsätzen* vertritt (Kubes-Hofmann 2014).

Beide Dramen sind im gesättigten großbürgerlichen Milieu angesiedelt und belächeln das darin verbreitete falsche Verständnis von Feminismus, wobei Druskowitz sich zum einen über die ideologischen Modewellen aus den damals als Wiege des modernen Lebens verherrlichten USA lustig macht und zum anderen die Mög-

lichkeiten zur Entfaltung eines wahrhaftigen Feminismus auf die Welt der Ratio beschränkt. Weiters müssen bei der Interpretation natürlich auch die Genderzugehörigkeit der Autorin bzw. des Autors und deren direkte Äußerungen zum Thema Genderproblematik berücksichtigt werden.

3.2 Transdifferenz

Natürlich genügt es nicht, Protagonistinnen und Protagonisten allein aufgrund ihrer sozialen Kategorien in einer bestimmten Weise zu konstruieren. Die meisten Texte sind, sofern sie über eine erkennbare *histoire* verfügen, von einer Dynamik gekennzeichnet, einer gewissen Entwicklung der in die Geschichte involvierten Figuren, die häufig von einer überraschenden Wende begleitet wird. Dieser Wendepunkt kann einen Moment markieren, in dem eine durch die Überlappung bestimmter sozialer Kategorien gekennzeichnete literarische Figur ein Verhalten an den Tag legt, das jeglicher Erwartungshaltung zuwiderläuft, in der keine erwartbare soziale Kategorie dominiert, sondern eine Motivation vorliegt, sich über die habituelle Dynamik der Intersektionalität hinwegzusetzen. Solche Selbstpositionierungen sind transdifferente Akte.

Die Interdependenz sozialer Kategorien, d. h. die situativ bedingte Beeinflussung einer Kategorie auf die individuelle „Realisierung“ einer anderen Zugehörigkeit, kann nur eine dynamische Auffassung von Identität bedeuten, deren inhärente binäre Grenzziehungen im Denken der Transdifferenz überwunden werden können. Transdifferenz ist somit „all das Widerspenstige, das sich gegen die Einordnung in die Polarität binärer Differenzen sperrt, weil es gleichsam quer durch die gezogenen Grenzlinien hindurch geht und die ursprünglich eingeschriebene Differenz ins Oszillieren bringt, ohne sie jedoch aufzulösen“ (Lösch 2005, 27). Das auf solchen und ähnlichen soziologischen Überlegungen basierende Konzept der Transdifferenz wurde von den deutschen Amerikanisten Helmbrecht Breinig und Klaus Lösch auf darin enthaltene Analysemöglichkeiten literarischer Texte überprüft.

Transdifferente Momente bezeichnen „Momente der Ungewissheit, der Unentscheidbarkeit und des Widerspruchs“ (Kalscheuer 2007, 13), Momente, in denen das „Individuum die Erfahrung einander widersprechender und sich wechselseitig ausschließender Inklusions- und Exklusionslogiken macht“ (13). Dazu zählen auch Erfahrungen des „Unvereinbaren und Widerständigen“ (Lösch 2005, 40), in denen die unterschiedlichen Zugehörigkeiten widersprüchliche Reaktionen oder Handlungen erfordern würden, in denen das Individuum eine Priorität zugunsten einer Kategorie setzen bzw. „einige Zugehörigkeitsaspekte situativ [...] wählen“ (40) muss.

Ein eindeutiger transdifferenter Akt ist etwa in Ada Christens Erzählung *Rahel* (1876) zu finden, wenn die deutsch-österreichische katholische Schauspielerin aus Liebe zu ihrem jüdischen Geliebten Rafael zum Judentum konvertiert und das abwechslungsreiche Leben einer Schauspielerin für ein stilles Dasein als Bäuerin am Rande eines ungarischen Dorfes aufgibt: „was er nicht konnte und durfte um der Seinen willen, das durfte ich, die Einsame... ich entsagte meinem Glauben, um sein Weib werden zu können“ (31). Damit löst sie sich von ihrer konfessionellen und professionellen Zugehörigkeit und Herkunft und entscheidet sich für einen Weg, der ihre

emotionalen Bedürfnisse zu befriedigen vermag, auch wenn er über soziale Grenzziehungen hinweg führt. Ein zweiter transdifferenter Akt findet in der Selbstreflexion der Erzählerin statt, die nach anfänglicher Ablehnung der anderen Konfession und vor allem auch der Konvertierung ihrer Freundin diese zu akzeptieren und zu verstehen lernt.

Die hinsichtlich Gender relevante Frage, die man sich hier und in Bezug auf viele andere literarische Texte stellen könnte, betrifft die Genderzugehörigkeit der zentralen Protagonistin: Welche Wirkung hätte der Text, wenn es ein Mann wäre, der für eine arme jüdische Hauslehrerin zum Judentum konvertierte, wenn Martha in Bertha von Suttners pazifistischem Erfolgsroman *Die Waffen nieder!* (1889) ein Mann wäre oder die ehebrecherischen Protagonisten Arthur Schnitzlers Frauen wären, die sich mit Vorstadtbürschchen vergnügen?

4. RESÜMEE

Im vorliegenden Beitrag wurden die Konzepte von Intersektionalität und Transdifferenz mit Grundfragen aus den Gender Studies enggeführt, um die zentrale Bedeutung der Gender Studies für soziologisch-kulturwissenschaftliche Fragestellungen in der Literaturwissenschaft hervorzuheben. In Bezug auf das historische Textmaterial, das mit dem Erwachen und der Verbreitung des Genderdiskurses in Österreich-Ungarn im 19. Jahrhundert einhergeht, spielen sie für die Vorurteilsforschung eine große Rolle, die darauf abzielt, soziale Vorurteile in Gesellschaft und Diskursen abzubauen. Im Sinne des *prodesse et delectare* darf das angepeilte soziale Lernen der Leserschaft auch Vergnügen bereiten.

Ausgehend von den sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer deutlicher manifestierenden Einschreibungen des Genderdiskurses in die deutschsprachige Literatur aus Österreich-Ungarn wurde in der Auseinandersetzung mit der Intersektionalität sozialer Kategorien auf die Bedeutung der Kategorie Gender für Analysen sozialer Ungleichheit in literarischen Texten hingewiesen. Damit können auch weniger manifeste sozialkritische Inhalte erschlossen werden. Die besondere sozialkritische Sprengkraft aber, die in der Suspendierung sozialer Grenzziehungen durch die temporäre Überwindung der Beeinflussung durch bestimmte Kategorien liegt, wird in literarisch konstruierten Momenten der Transdifferenz vermittelt.

Transdifferente Erfahrungen machen bewusste Akte der Selbstpositionierung und damit die Distanzierung von konventionellen Normen notwendig. Im literarischen Kontext sind Bedeutung und Wirkung solch transdifferenter Momente komplex zu beurteilen: Da sie individuelle, meist überraschende Reaktionen in bestimmten Situationen zeigen, können sie einerseits existierende literarische Stereotypen unterminieren. Rückprojiziert auf die soziale Praxis der Vorurteile, welche sich u. a. in Stereotype manifestieren, kann die Suspendierung literarischer Stereotype in der Hinterfragung gesellschaftlicher Vorurteile resultieren. Andererseits können transdifferente Momente als „theoretischer Ort des Widerstands gegen sozialen Normierungsdruck“ (Kalscheuer 2007, 13) gelesen werden, da in ihnen Konventionen, Normen und damit auch die symbolische Ordnung als Konstruiertes in seiner Veränderbarkeit zur Diskussion gestellt werden.

Die utopistische Energie der literarischen transdifferenter Setzung, mit deren Hilfe die Grenzen des gesellschaftlich Akzeptierten in der Fiktion zumindest temporär verändert werden, wird entweder ausgelöscht oder freigesetzt: Denn erstens kann die kurzfristig hinterfragte symbolische Ordnung durch die Vernichtung des Störenfrieds, d. i. der sich selbst transdifferenter setzenden Figur, umso fester wiederhergestellt werden. Oder der transdifferente Moment regt zweitens – und mit fortschreitender Liberalisierung und Demokratisierung der Gesellschaft umso häufiger – dazu an, die Grenzziehungen allmählich auszuweiten, zu überwinden oder sie aufzulösen und damit *à la longue* die symbolische Ordnung zu verändern. Denn in transdifferenter Momenten werden nicht nur aktive, subjektive Selbstpositionierungen der Akteurinnen und Akteure dargestellt, zugleich wird auch das emanzipatorische Potenzial aufgezeigt, das nötig ist, um existierende Machtverhältnisse zu verschieben (Koskensalo 2010; Kalscheuer 2007, 16). Transdifferente Momente können sich gegen bestehende Machtverhältnisse, und damit einhergehend, gegen die das Individuum in seiner Entscheidungsfreiheit einschränkenden Normvorstellungen ebenso wenden wie gegen Vorurteile und stereotype Verhaltensweisen.

Diese manifeste literarische Strategie führt über die Analyse der in der Figur sich überlappenden sozialen Kategorien zurück in den größeren gesellschaftlichen Kontext und die diskursive Präcodierung eines Werkes und seiner Autorin bzw. seines Autors. Dieser „Bezug zu den Herrschaftsverhältnissen und ihren Strukturkategorien“ (Klinger 2013, 59) erst macht ein literarisches Werk als Diskursposition sichtbar, ohne das Werk als reines Beweismaterial einer Argumentation unterzuordnen. Greifbar werden darin die Dynamik der Zugehörigkeiten, ihre Veränderlichkeit und Unabgeschlossenheit, welche sich auf den Vorgang des Rezipierens überträgt, der unabdinglich (und unbewusst) wie die Textproduktion von virulenten Diskursen geprägt ist.

Transdifferente Positionierungen innerhalb der Kategorie Gender blieben hier aus Platzgründen ausgespart. Dieser Hinweis soll allerdings weniger auf einen Mangel aufmerksam machen als vielmehr auf die Tatsache, dass aufgrund der rezenten Queer Studies sich die Koordinaten des Denkens genderspezifischer Transdifferenz wiederum so weit verschoben haben, dass unter Berücksichtigung einer neuen Diskursposition ein neuerliches Lesen und Interpretieren notwendig geworden ist. Ad infinitum: angesichts des von Michel Foucault beschworenen „unablässige[n] Geriesel[s] der Sprache“ (1980, 230), „einer endlosen Bewegung, die sich keinerlei Ruhe gönnt“ (232).⁸

ANMERKUNGEN

- ¹ Zu den Analysemöglichkeiten von Unterscheidungsprozessen basierend auf George Spencer Browns Theorie in *Laws of Form* vgl. Wille 2007, 32–55.
- ² Zur Begriffsgeschichte vgl. auch Gerhard 2012, 67f.
- ³ Diese Kritik trifft vor allem auch den deutschsprachigen Bereich, der aufgrund der Theoriebildung durch das Wirken und die Schriften von Rosa Mayreder, Helene von Druskowitz, Grete Meisel-Heß, oder Irma von Troll-Borostyányi bereits eine große Bandbreite an Positionen – darunter auch sehr avancierte Denkweisen – aufwies.

- ⁴ Durch die steigende Alphabetisierung, die Verbreitung der Massenmedien, Entstehung von Leihbibliotheken und aufgrund der technischen Neuerungen und immer größeren Erschwinglichkeit von Lesestoff weitete sich das Lesepublikum sowohl zahlenmäßig als auch klassenspezifisch aus. Die Verbreitung von feministischen Inhalten konnte dadurch – abgesehen von dem immer größer werdenden (indirekten) politischen Engagement der Frauen – rascher und weiter verbreitet werden. Die Vernetzung ging rasch über die regionalen und nationalen Grenzen hinaus. Zur Veränderung der Medienlandschaft vgl. Bachleitner 2000, 201–240. Zu feministischen Vernetzungen innerhalb Österreich-Ungarns und darüber hinaus vgl. Zimmermann 2006, 119–167.
- ⁵ *Gender* meint hier nicht nur die gesellschaftliche Konstruktion eines Rollenbilds aufgrund der biologischen Geschlechtszugehörigkeit (*sex*), sondern impliziert auch den gesellschaftlichen Umgang mit einer einem bestimmten biologischen Geschlecht zugehörigen Person ausschließlich aufgrund der sekundären Geschlechtsmerkmale und der daran konventionell gekoppelten Performanz. Dieser Begriff impliziert den von Judith Butler geprägten performativen Gender-Begriff und die unaufhörliche soziale Praxis des *doing gender*, welche in rezenten Theoriebewegungen wie den Queer Studies unterlaufen wird.
- ⁶ Eine „afroamerikanische“ Arbeiterin wird z. B. in den USA in ihrem Leben mit großer Wahrscheinlichkeit mehr soziale Ungerechtigkeit erfahren als ein „weißer“ Manager (Crenshaw 1989).
- ⁷ Zu dynamischen Identitätsbegriffen vgl. v. a. Straub – Renn 2002.
- ⁸ In Foucaults *Schriften zur Literatur* findet sich übrigens auch der Beitrag *Das wahre Geschlecht*, in dem er sich im Sinne heutiger Queer Studies äußert (1980, 340–349).

LITERATUR

- Bachleitner, Norbert. 2000. „Der Buchhandel in der konstitutionellen Ära (1860–1918).“ In *Geschichte des Buchhandels in Österreich*, hrsg. von Norbert Bachleitner – Franz M. Eybl – Ernst Fischer, 201–240. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Bahr, Hermann. 1900. *Wienerinnen. Lustspiel in drei Akten*. Berlin: Ahn und Simrock.
- Brinker-Gabler, Gisela. 1988. „Perspektiven des Übergangs. Weibliches Bewusstsein und frühe Moderne.“ In *Deutsche Literatur von Frauen. Bd. 2. 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von Gisela Brinker-Gabler, 169–205. München: C. H. Beck.
- Butler, Judith. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übers. von Kathrina Menke. Frankfurt: Suhrkamp.
- Christen, Ada. 1876. „Rahel.“ In *Aus dem Leben. Skizzen*, Ada Christen, 21–31. Leipzig: Ernst Julius Günther.
- Crenshaw, Kimberlé. 1989. „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine.“ *The University of Chicago Legal Forum*, 139–167.
- Delle Grazie, Marie Eugenie. 1885. *Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Haidelande*. Wien: Carl Konegen.
- Druskowitz, Helene von. 1890. „Die Emancipations-Schwärmerin.“ In *Die Emancipations-Schwärmerin. Lustspiel in fünf Aufzügen*, Helene von Druskowitz, 1–80. Dresden: Rudolf Petzold.
- Foucault, Michel. [1970] 1991. *Die Ordnung des Diskurses*. Übers. von Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. [1966] 2003a. „Die Fabel hinter der Fabel.“ In *Schriften zu Literatur*, hrsg. von Daniel Derfert – Francois Ewald, 199–207. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. [1969] 2003b. „Was ist ein Autor?“ In *Schriften zu Literatur*, hrsg. von Daniel Derfert – Francois Ewald, 234–270. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Genette, Gérard. 2010. *Die Erzählung*. Stuttgart: UTB.
- Gerhard, Ute. 2012. *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1798*. München: Beck.
- Gildemeister, Regine. 2007. „Unterschiede machen. Über die verborgene Macht alltäglicher Praktiken.“ In *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt: Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur*, hrsg. von Ingrid Hotz-Davies – Schamma Schahadat, 15–31. Bielefeld: transcript.

- Hausen, Karin. 1976. „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben.“ In *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, hrsg. von Werner Conze, 363–401. Stuttgart: Klett.
- Kalscheuer, Britta. 2007. „Transdifferente Positionalitäten als Manifestationen biografischer Grenzerfahrungen.“ *Psychologie & Gesellschaftskritik* 31, 2–3: 7–57.
- Kerekes, Amália – Alexandra Millner – Magdolna Orosz – Katalin Teller, Hrsg. 2005. *Mehr oder Weniger. Eine Textoffensive aus Österreich/Ungarn*. Wien: Braumüller.
- Kittler, Friedrich A. 1985. *Aufschreibsysteme 1800/1900*. München: Fink.
- Klinger, Cornelia. 2013. „Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte.“ In *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*, hrsg. von Cornelia Klinger – Gudrun-Axeli Knapp, 38–67. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Koskensalo, Annikki. 2010. „Zur Problematik von transkultureller Kommunikation, Transkulturalität und Transdifferenz. Ein transdisziplinärer Lösungsansatz.“ *Trans* 17. Zit.10. Juli 2017. http://www.inst.at/trans/17Nr/2-1/2-1-_koskensalo17.htm.
- Kubes-Hofmann, Ursula. 2014. „Traum und Wirklichkeit der Helene Druskowitz.“ *ÖZG* 25, 3: 148–176.
- Lerner, Gerda. 1993. *Die Entstehung des feministischen Bewusstseins vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung*. München: dtv.
- Lösch, Klaus. 2005. „Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte.“ In *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*, hrsg. von Lars Allolio-Näcke – Britta Kalscheuer – Arne Manzeschke, 26–49. Frankfurt am Main: Campus.
- Millner, Alexandra. 2015. „Literarische Verfahren als Spuren der Empörung in der deutschsprachigen Literatur von Migrantinnen in der späten Habsburger Monarchie.“ In *Empörung! Besichtigung einer Kulturtechnik*, hrsg. von Alexandra Millner – Bernhard Oberreither – Wolfgang Straub, 75–94. Wien: facultas.
- Millner, Alexandra. 2017. „Jenseits von Kanon und Diskurs. Zur Beforschung der deutschsprachigen Literatur von Migrantinnen Österreich-Ungarns.“ In *Aufgehoben? Speicherorte, -diskurse und -medien von Literatur*, hrsg. von Susanne Eichhorn – Bernhard Oberreither – Marina Rauchenbacher – Isabella Schwentner – Katharina Serles, 99–121. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Rendtorff, Barbara. 2013. „Warum Geschlecht doch etwas Besonderes ist.“ In *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*, hrsg. von Cornelia Klinger – Gudrun-Axeli Knapp, 68–86. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Straub, Jürgen – Joachim Renn, Hrsg. 2002. *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*. Frankfurt – New York: Campus.
- Tebben, Karin. 1985. „Soziokulturelle Bedingungen weiblicher Schriftkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Einleitung.“ In *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert*, hrsg. von Karin Tebben, 10–46. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Walgenbach, Katharina – Gabriele Dietze – Antje Hornscheidt – Kerstin Palm. 2007. *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen – Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Walgenbach, Katharina. 2012. „Intersektionalität – eine Einführung.“ Zit. 10. Juli 2017. www.portal-intersektionalitaet.de.
- Winker, Gabriele – Nina Degele. 2009. *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Wille, Katrin. 2007. „Unterscheidungsgewohnheiten, Unterscheidungsstrukturen – literarisch und philosophisch reflektiert.“ In *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt: Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur*, hrsg. von Ingrid Hotz-Davies – Schamma Schahadat, 32–55. Bielefeld: transcript.
- Zimmermann, Susan. 2006. „Reich, Nation und Internationalismus. Kooperationen und Konflikte der Frauenbewegungen der Habsburger Monarchie im Spannungsfeld internationaler Organisation und Politik.“ In *Frauenbilder, feministische Praxis und nationales Bewusstsein in Österreich-Ungarn 1867–1918*, hrsg. von Waltraud Heindl – Edit Király – Alexandra Millner, 119–167. Tübingen – Basel: Francke.

Thinking transdifference related to gender as a basic social category: The socio-critical impact of German language literature in Austro-Hungary

Transdifference. Intersectionality. Social category. Gender discourse. Austro-Hungary. Feminism.

The paper demonstrates how the basic social category gender can be analysed in literary texts of the late 19th century in order to track down historical gender discourse and its manifold positions, to trace it back to its early latent phase and show its diachronic development. The application of the sociological concept of intersectionality and the cultural-hermeneutic concept of transdifference to Austro-Hungarian German language texts aims at identifying the underlying socio-critical potential with an emphasis on gender as a category of analysis.

Mag. Dr. Alexandra Millner
Department of German Studies
Faculty of Philological and Cultural Studies
University of Vienna
Universitätsring 1
A – 1010 Vienna
Austria
alexandra.millner@univie.ac.at